

# Dialogische Emergenz der Kultur: Achtsame Wahrnehmung als Grundlage

Antrittsvorlesung

von

Dr. habil. phil. Kazuma Matoba

Universität Witten/Herdecke

Am 16. Juli 2010

1. Emergenz der Kultur	1
2. Integration	2
3. Gemeinsames Verständnis durch achtsame Wahrnehmung	5
3.1. Achtsames Zuhören	7
3.2. Achtsames Zuschauen	9
4. Neue Kultur – Dritte Kultur	14
Literatur	16

## 1. Emergenz der Kultur

Die Theorie, dass wir sozial und kulturell unsere Wirklichkeit erzeugen, sollte mittlerweile die Grundprämisse jeder wissenschaftlichen Kulturbetrachtung sein. Die neue Kulturtheorie der gesellschaftlichen wie individuellen Selbstbestimmung versucht, flexibler und offener das Problem des Fremden, das Phänomen der Migration und das der 'migrativen' Gesellschaft

selbst zu beschreiben. Der soziale Konstruktivismus erklärt, dass es nicht die eine objektive Wirklichkeit gibt. Stattdessen ist die Wirklichkeit eine Konstruktion, die im sozialen Zusammenhang durch Kommunikation zustande kommt. Nach Thomas Wägenbauer, Kulturtheoretiker: „Kultur versteht sich als ein dynamischer Zusammenhang seiner Selbst-Erzeuger (Autopoiesis), Kultur entsteht u.U. spontan und meist peripher (Emergenz), Kultur ist von sich aus heterogen und neigt von daher zur Veränderung (Transkulturation).“ Emergenz ist die spontane Herausbildung von neuen Eigenschaften oder Strukturen auf der Makroebene eines Systems infolge des Zusammenspiels seiner Elemente. Ausgehend von in unserer heutigen „migrativen“ Gesellschaft miteinander in Konflikt stehenden Wirklichkeiten muss die Rolle und Bedeutung von Dialogen beleuchtet werden. Dabei steht die Frage im Vordergrund, inwiefern Dialoge aus sozialkonstruktivistischer Sicht zur Emergenz einer neuen Kultur, in der sich alle Menschen gleichberechtigt in der Gesellschaft und Organisation integrieren, beitragen könnten. Diese Frage kann nur beantwortet werden, indem man nach einer neuen Definition der Integration und nach der Quelle für gemeinsames Verständnis sucht.

## 2. Integration

Im Mai 2010 berichtete der Sachverständigenrat der deutschen Stiftungen für Integration und Migration über den Integrationsbarometer. Die bisherigen Integrationsforschungen, die im Auftrag von der Bundesregierung durchgeführt wurden, haben fast immer nur einseitig die Positionierung bzw. das Anpassungsverhalten der Zuwandererbevölkerung gegenüber der Mehrheitsbevölkerung gemessen. Damit kann die Eigendynamik von Integrationsprozessen in einer Einwanderungsgesellschaft, in die neben den Zuwanderern auch die Mehrheitsbevölkerung eingebunden ist, nur unzureichend abgebildet werden. Der 258-Seitige

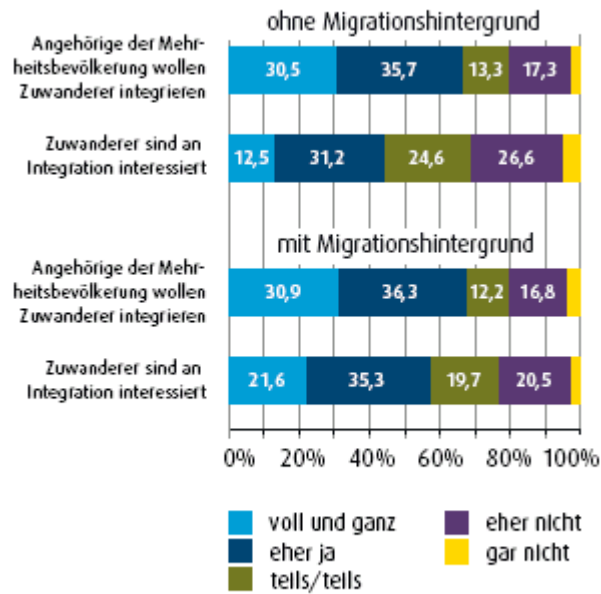
VR-Integrationsbarometer 2010 misst zum ersten Mal die doppelseitige und interdependente Eigendynamik von Integrationsprozessen in der Einwanderungsgesellschaft durch die Analyse von Selbstbeschreibungen und wechselseitigen Zuschreibungen von Mehrheits- und Zuwandererbevolkerung und fasst zusammen:

Integrationspolitisch besteht in Deutschland Anlass zu verhaltenem Optimismus. Dieser speist sich einerseits aus dem hohen Integrationsinteresse, das in der Einwanderungsgesellschaft der jeweils anderen Seite zugeschrieben wird, andererseits aus der beiderseits positiven Einschätzung und Bewertung der Integrationspolitik. Beide Seiten konstatieren für sich und für die andere Gruppe durchgängig ein Interesse an Integration.

(SVR-Integrationsbarometer, 2010: 32)

Der Integrationsbarometer fragt zunächst sowohl den Menschen ohne Migrationshintergrund als auch den Menschen mit Migrationshintergrund: „Wollen Angehörige der Mehrheitsbevölkerung Zuwanderer integrieren? Sind Zuwanderer an Integration interessiert?“. Hinter diesen Fragen versteckt sich eine Definition der Integration, die im Allgemeinen in der Gesellschaft akzeptiert ist und gar nicht infrage gestellt ist: „Ausländer müssen in Deutschland integriert werden“. Nach Brockhaus (1997) bedeutet Integration (1) die Herstellung einer Einheit, (2) Einbeziehung, (3) Zusammenschluss und (4) Eingliederung in ein größeres Ganzes. Integration ist Prozess einer wechselseitigen Anpassung und Veränderung zwischen einer aufnehmenden und einer aufzunehmenden Personengruppe und fordert also nicht nur Zugang der Einwanderer zu den vorhandenen gesellschaftlichen Einrichtungen und Positionen (Jobs, Wohnungen, Sozialleistungen, Medien, Bürgerrechten), sondern auch eine Veränderung des Selbstbildes der Gesellschaft (Bauböck, 2001:15)

Abb. 1 Interesse an Integration



Quelle: SVR-Integrationsbarometer 2010

Nach Berry (1989: 244) lassen sich vier Formen der Akkulturation beschreiben, je nachdem, wie sich ein Individuum oder eine Gruppe der Minderheitskultur auf die Mehrheitskultur beziehen möchte. „Integration“ wird vollendet, wenn ein Individuum der Minderheitskultur wünscht, sowohl seine kulturelle Identität und Eigenschaften zu erhalten, als auch eine Beziehungen mit anderen Gruppen gut aufrecht zuhalten. „Assimilation“ wird erreicht, wenn man die Identität seiner eigenen Kultur nicht erhalten möchte und stattdessen sich ständige Interaktion mit Mehrheitskultur wünscht. Assimilation führt damit zu einer vollständigen kulturellen Absorption der Minderheitskultur durch Mehrheitskultur. „Separation“ beinhaltet eine vollständige separate Aufrechthaltung von Organisation, Systemen und Kultur bei beiden Kulturen. „Dekulturation“ tritt dann auf, wenn Minderheitskultur seine bisherige Kultur als nicht mehr erhaltungswürdig empfindet, andererseits aber auch nicht von Mehrheitskultur absorbiert werden will.

Ideale Integration beinhaltet die Beibehaltung der kulturellen Wertvorstellungen der Minderheitskultur trotz ihrer Eingliederung in die Mehrheitskultur. Die kulturelle Identität

beider Kulturen soll weitgehend erhalten bleiben. Die beiden Kulturen legen großen Wert auf die Erhaltung ihrer eigenen Kultur und die Mehrheitskultur billigt der Minderheitskultur ein hohes Maß an Unabhängigkeit zu. Integration definiert sich hier als die dynamische beidseitige Akkulturation, wobei sich zahlreiche Mitglieder der Gesellschaft an der Förderung und Lenkung des Kulturwandels und an der Nutznießung seiner Ergebnisse beteiligen. Nach Matoba (2007) ist die beidseitige Akkulturation nur dadurch möglich, dass auch an der Seite der Mehrheitskultur eine Bereitschaft besteht, zur Verbesserung des Verhältnisses zur Minderheitskultur sich selbst zu verändern. Diese Akkulturation kann ‚bilaterale Integration‘ genannt werden und unterscheidet sich von ‚Assimilation‘ und ‚einseitiger Integration‘.

### 3. Gemeinsames Verständnis durch achtsame Wahrnehmung

Martin Buber beschreibt das dialogische Prinzip in seiner Dialogphilosophie und sieht die Existenz des Menschen in der Beziehung. Dabei unterscheidet er zwei voneinander grundsätzlich verschiedene zwischenmenschlichen Beziehungen: die Ich-Es- und die Ich-Du-Beziehung. Die Ich-Es-Beziehung ist die normale, alltägliche Beziehung des Menschen zu den Dingen, die ihn umgeben. Der Mensch kann auch seinen Mitmenschen wie ein Es betrachten und behandeln – und das tut er auch meistens. Er sieht „es“ distanziert und kühl und nimmt „es“ wie eine Sache, ein Stück Umwelt – eingeschmiedet in Kausalketten wahr. Ganz anders als die Ich-Es-Beziehung geht der Mensch eine Ich-Du-Beziehung mit seinem innersten und gesamten Wesen ein. In einem echten Gespräch tun das beide Partner. Das Charakteristische an Ich-Du-Beziehungen ist, dass nur in ihnen die wirkliche Begegnung geschieht, wenn alles zurückgelassen wird, was an Vorverständnis mitgebracht wird, wenn

alle Reserviertheit aufgegeben wird, wenn man sich auf den anderen einlässt, einen wirklichen Dialog mit ihm führt.

Für Buber ist es der echte Dialog, in dem „jeder Teilnehmer den oder die anderen in ihrem Dasein und Sosein wirklich meint und sich ihnen in der Intention zuwendet, dass lebendige Gegenseitigkeit sich zwischen ihm und ihnen stiftet“ (Buber, 1994: 292). Voraussetzungen für einen solchen Dialog sind:

- den anderen als Partner anzunehmen
- sich zum Partner hinzuwenden
- sich selber einzubringen
- Rückhaltlosigkeit zu üben
- den Schein zu überwinden
- auch Schweigen als Beitrag zum Dialog zu akzeptieren

Nach Buber (1994) bedarf es zweier Individuen, die in der Distanz zueinander eine eigene Identität aufbauen, damit ein Dialog stattfinden kann. Buber weist darauf hin, dass man die achtsame Wahrnehmung des Fremden benötigt, um die eigene Wahrnehmung zu schärfen. Ausgehend von der jeweils eigenen Identität schaffen A und B etwas Gemeinsames („unity“), indem sie sich gegenseitig annähern. Der Dialog ist somit ein fortlaufender Prozess des „Sich-Einander-Annäherns“ und des Herstellens von Distanz. Für einen wirklichen Dialog müssen beide Seiten Balance halten. Diese Einsicht ist zudem von der buddhistischen Philosophie geprägt. Im Buddhismus entsteht Identität nicht durch die Abgrenzung von anderen, sondern in der Beziehung zu anderen, da sich alles in einem Netz von Abhängigkeiten befindet. Durch die Kombination der zentralen Forderung Bubers mit dem buddhistischen Gedanken entsteht der Kern der dialogischen Kommunikationsform. In dieser Kommunikationsform lässt die Spannung zwischen A und B eine Dynamik entstehen, die es ermöglicht, dass A und B etwas gemeinsames Neues auf dem „common ground“ schaffen. Diese kreative Aktion, bei der die

Partner die Balance zwischen der eigenen und der fremden Meinung halten, entspricht dem Schaffen neuer Kulturen.

### 3.1. Achtsames Zuhören

Ohne Hören des Hörers kann der Sprecher nicht sprechen, oder er führt einen Monolog. Die Kommunikation wird immer sowohl vom Sprecher als auch vom Hörer gemeinsam gestaltet. Beim Dialog wird der Hörer zum Zuhörer. Der Dialog wird sowohl vom Sprecher als auch vom Zuhörer gestaltet. Daher ist das Zuhören ein elementarer Bestandteil des Dialogs und ist ein dialogisches Verhalten. Das Objekt des Zuhörens ist nicht der Sprecher, sondern die Sprache, die er spricht und einmalig generiert. Bei dem einmaligen Generierungsprozess kann er Wörter oder Sätze von anderen Menschen zitieren und Stimmen von einer bestimmten Menschenkategorie benutzen. Wenn ich sage: „Ich arbeite im Bereich Diversity Management“, zitiere ich das Wort „Diversity Management“, das ich etwa vor 10 Jahren irgendwo in irgendeiner Publikation erstmals gelesen habe, und benutze ich die Stimme eines Wissenschaftlers oder Trainers. Der Satz, den ich auf Deutsch generierte, ist von Dialekt, Soziolekt und auch anderer Sprache - wie meine Muttersprache Japanisch - beeinflusst ausgesprochen. Außerdem ist es wichtig, dass meine Äußerung eine Antwort auf die vorherige Äußerung eines letzten Sprechers ist. Michael Bahktin, russischer Sprach- und Literaturwissenschaftler, nannte diese Eigenschaften der Sprache jeweils „Polyphonie (Mehrstimmigkeit)“, „Heteroglossia (Mehrsprachigkeit)“ und „Beantwortbarkeit“. Nach seiner Definition (1984) von „Polyphonie“ stellt der Sprecher (Konstrukt der Linguistik) keine einheitliche Figur dar und spaltet sich in viele diskursive Rollen. Er besteht nicht aus einem einzelnen Wesen, einer Einzelstimme oder nur einer Position, sondern diese sind mehrfach vorhanden. Im Selbst existiert eine Vielzahl unabhängiger Stimmen, die sich in der

Konversation miteinander befinden. Bakhtin (1981:428) definiert „Heteroglossia“ als die Mehrdeutigkeit einer konkreten sprachlichen Äußerung, auf die angeblich verschiedene soziale, historische, physiologische und meteorologische Faktoren einwirken. „Beantwortbarkeit“ bedeutet, dass eine Äußerung immer eine Antwort ist, so dass sie immer von der vorherigen Äußerung bedingt ist. Der Sprecher und der Hörer gestalten immer gemeinsam kommunikative Interaktion.

Man trägt bewusst und unbewusst durch das Hören einer Äußerung eines Anderen zur gemeinsamen Gestaltung der kommunikativen Interaktion bei. Darüber hinaus kann man durch das Heraushören der Mehrstimmigkeit und der Mehrsprachigkeit einer Äußerung eines Anderen in einen Dialog eintreten. In diesem Dialog verwandelt sich unser halbbewusstes Gefühl über die Beantwortbarkeit in ein bewusstes Gefühl, dass wir gegenseitig von den anderen konstruiert sind und wir Bedeutung zusammen generieren und begründen und unser Verhalten zusammen koordinieren. Dieses Gefühl ist eine Quelle von Sympathie, Empathie, Respekt, Vertrauen und Liebe.

Hier ist ein kurzer Aufnahmeschnitt eines Interviews mit einer Frau mit Migrationshintergrund.

(Beispiel 1: Rose)

Man kann bei dieser Person verschiedene Stimme (Polyphonie) hören – die Stimme einer Afrikanerin aus Ghana, Mutter, Ehefrau, Migrantin mit vielen Erfahrungen – und bei ihrer Sprache verschiedene Varianten der deutschen Sprache (Heteroglossia) hören – langsam gesprochene Sprache mit wenig afrikanischem Akzent, Hochdeutsch mit leichtem Einfluss der englischen Sprache. Diese Eigenschaften der Sprache, nämlich, „Polyphonie“, „Heteroglossia“ und „Beantwortbarkeit“ zu erkennen ist die wichtige Kompetenz des dialogischen Zuhörens. Mit dieser Kompetenz können wir erleben, wie vielfältig der Andere

konstruiert ist. Wenn der Andere sich durch unser Zuhören anerkannt fühlt, kann er sein Anliegen mit Ernsthaftigkeit vortragen. Erst wenn man weiß, warum der Andere sich die jeweilige Meinung gebildet hat, ist ein Aufeinanderzugehen möglich, bei dem man einander die eigenen persönlichen und biographischen Erfahrungen mit dem besprochenen Thema schildern kann. Für das Aufeinanderzugehen muss man versuchen, so zuzuhören, dass andere sprechen können, und so zu sprechen, dass andere zuhören können. Durch dieses dialogische Zuhören und Sprechen generieren der Hörer und der Sprecher Bedeutung zusammen und begründen und koordinieren ihr Verhalten zusammen. Diese gegenseitig ergänzende Beziehung nennt Gergen (1999) sozialkonstruktivistisch „zusammengefügte Beziehung (conjoint relation)“.

### 3.2. Achtsames Zuschauen



Abb. 1: Verschiedene Gesichter

Wie wir unsere Umwelt wahrnehmen, hat auch Einfluss darauf, ob wir unbewusste Vorurteile gegen fremde Rassen hegen. Wenn Menschen lernen, die Gesichter von Angehörigen fremder Rassen zu individualisieren, könnte das dabei helfen, ihre Vorurteile zu bekämpfen. Menschen anderer Hautfarbe sind so schwer auseinanderzuhalten, weil Menschen eine unbewusste Neigung haben, Mitmenschen in verschiedene Kategorien einzuteilen: „Eigen“ und „fremd“. Gesichter von Mitgliedern der eigenen Gruppe werden dabei grundsätzlich genauer wahrgenommen als andere. Dieser Effekt zeigt sich unabhängig von der Art der Gruppe, ob sie nun durch ein gemeinsames Hobby oder die Zugehörigkeit zu einer Familie zustande kommen, oder eben auf einer gemeinsamen Hautfarbe basieren. (Michael Bernstein et.al. „Psychological Science“) Die Psychologen vermuten, dass in dem Moment, in dem das Gegenüber als Mitglied der eigenen Gruppe identifiziert wird, ein automatisches Gesichtserkennungsprogramm anläuft, das bei Angehörigen fremder Gruppen nicht reagiert. Zudem konzentrieren sich Menschen bei fremdartigen Gesichtern möglicherweise eher auf die Merkmale der fremden Kategorie als auf die individuellen Kennzeichen.

Gesichter von Mitgliedern der fremden Gruppe werden dabei grundsätzlich wenig genauer und wenig genug wahrgenommen als andere, weil diese Menschen als uninteressant oder unwichtig angesehen werden. Aus den vielen, unterschiedlichen Sinneseindrücken einer Situation, die gleichzeitig auf den Menschen einströmen, kann das Gehirn die Eindrücke ausfiltern, die es zu diesem Zeitpunkt als die Wichtigsten erachtet. Diese Eindrücke werden zum Vordergrund, zur „Figur“. Sie werden bewusst und differenziert wahrgenommen und bilden das Zentrum der Aufmerksamkeit. Die übrigen Sinneseindrücke, die als unwichtig erkannt werden, treten in den Hintergrund und bilden den „Grund“. Durch diese Figur-Grund-Wahrnehmung, Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden und zu filtern, lenkt man die Aufmerksamkeit selektiv/herausfilternd. Diese Wahrnehmung findet bei Sinnesleistungen wie das Heraushören, -sehen, -riechen, -schmecken, -ertasten statt.

Das Gesicht eines Menschen der fremden Gruppe kann als „Figur“ im Vordergrund stehen, wenn man ihm dialogisch zuschaut. Dabei handelt es sich um eine achtsame Wahrnehmung durch Zuschauen, solange eigene Annahme und Vorurteile in der Schwebe gehalten werden können. Damit dies gelingt, ist es notwendig, einen „Grund“, der das Gesicht des Anderen als „Figur“ hervorhebt, herzustellen. Dieser „Grund“ kann ein schöner akustischer Hintergrund wie Musik oder Naturgeräusch und ein schöner visueller Hintergrund wie Landschaft oder Farbe sein.

Es geht um Körper und Gesichter, die wir besitzen. Die Wörter, mit denen wir die physikalischen Charakteristiken des Körpers und Gesichts beschreiben, enthalten bestimmte Bezeichnungen, durch die wir in Typen kategorisiert sind, wie weiblich/männlich, farblich/weiß, alt/jung und behindert/gesund. Durch diese Kategorisierung durch unsere Körper und Gesichter sind wir in der Welt lokalisiert und markiert. Diesen Bezeichnungen sind auch bestimmte soziale Bedeutungen zugeschrieben, die in der Gesellschaft als negative oder positive Konnotation konstruiert sind. Die im sozialen Kontext bewertete konstruierte Konnotation über Körper und Gesichter wird in einem bestimmten Kontext verstärkt oder verdünnt.

Angesichts des Fotos könnte man zu der Interpretation kommen: „Der Schwarze ist wahrscheinlich ein Krimineller“, „Das ist wieder einmal ein Beispiel für die Brutalität der Polizei“ oder „Der Schwarze wird typischerweise von einem weißen Polizisten verfolgt“. Gewisse negative Konnotation wie „kriminelle Schwarze“ oder „brutale Polizei“ werden hier im Kontext des Fotos übertrieben.

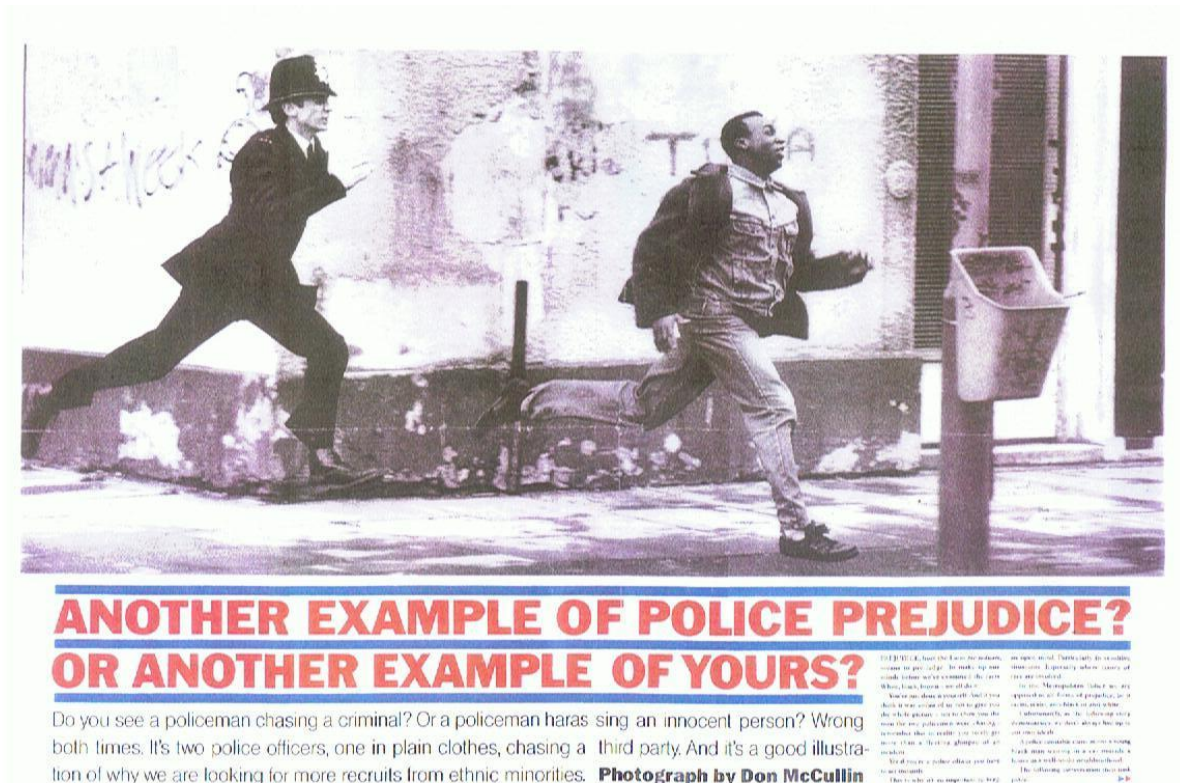


Abb. 2: Ein Kontext, der ein Vorurteil verstärkt.

Körper und Gesichter als Wahrnehmungsobjekt müssen in einem Kontext angeschaut werden, um ihre Denotation von ihrer negativen Konnotation zu unterscheiden und das Objekt an sich zu betrachten und es als einen Mensch zu akzeptieren. Der wichtigste „Grund“ ist jedoch die „verlangsamte Beobachtung“, d.h., dass man sich zum Zuschauen viel Zeit nehmen muss, damit man sich zum Wahrnehmungsobjekt an sich hinwenden und es als Dialogpartner annehmen kann.

Hier ist eine kurze Videoaufnahme eines Mannes. Versuchen Sie, ihm zuzuschauen.

(Beispiel 2: Daniel)

Die Neurobiologie beschäftigt sich mit dem Problem von intuitivem Verstehen und Empathie durch die Untersuchung der so genannten Spiegelneuronen, die mittlerweile in allen Zentren des Gehirns gefunden wurden. Die Spiegelneuronen steuern Erleben und

Verhalten und wurden dort entdeckt, wo zielgerichtete Handlungen geplant und gesteuert werden.

Mediziner und Neurobiologe, Joachim Bauer erklärt: „Wenn Menschen zuschauen, wie jemand anderes eine zielgerichtete Aktion ausführt, kommt es im Beobachter zu einer stillen Mit-Aktivierung prämotorischer Nervenzellen, jener Neurone, die in der Lage wären, die beobachtete Handlung selbst zu veranlassen. Prämotorische Handlungsneurone kodieren dabei die Gesamtsequenz einer zielgerichteten Handlung. Sie treten - als Spiegelneurone - beim Beobachten einer Handlung bereits dann in Aktion, wenn hinreichende Hinweise vorliegen, worauf eine begonnene beobachtete Aktion hinauslaufen wird. Daher vermitteln Spiegelzellen dem Beobachter einen schnellen, spontanen und vorausschauenden Eindruck davon, was das Ergebnis einer beobachteten Handlung sein wird“.

Es wird vermutet, dass der Mechanismus der Emotionserkennung durch Spiegelneuronen eine Art „Als-ob-Schleife“ darstellt. Das Beobachten der Gesichter der Anderen, welche eine Emotion ausdrücken, soll eine Aktivierung der Spiegelneuronen in der prämotorischen Großhirnrinde zur Folge haben. Die Spiegelneuronen in der prämotorischen Rinde sollen dann zu den somato-sensorischen Arealen und zur Inselrinde eine Kopie ihrer Aktivierungsmuster schicken, die dem Muster ähnelt, welches sie generieren, wenn der Beobachter selbst diese Emotion erlebt (Tsoory-Shamay et.al., 2009). Die Schleife ist damit geschlossen und die Aktivierung der sensorischen Areale gleicht der Aktivierung, würde man die Emotion selber erleben, was einer Art Simulation entspricht. Diese Annahme wiederum wird von mehreren Befunden unterstützt (Tsoory-Shamay et.al., 2009).

Die Erforschung der Spiegelneuronen liefert gewisse Evidenzen, die für die Simulationstheorie bei der Diskussion von „Theory of Mind“ sprechen. Nach dieser Theorie wird die Person des anderen induktiv aufgebaut. Seine Sicht der einzelnen Dinge wird verfolgt und aus dieser individuellen Perspektive wird sein Horizont aufgespannt. Dabei nutzt der Beobachter

sein eigenes Wahrnehmungssystem und Emotionen, die in der Situation des anderen zu erwarten sind (Breithaupt, 2009:69).

#### 4. Neue Kultur – Dritte Kultur

Bei der „bilateralen Integration“ soll ein „Dazwischen“, in dem sich verschiedene Individuen aus verschiedenen Kulturen integrieren, entstehen. Das Dazwischen, in dem unterschiedliche Elemente verschiedener Kulturen zusammengeführt werden können, wird ständig neu erzeugt. Diese dynamische bilaterale Integration beruht auf menschlichen, symbolischen und kommunikativen Interaktionen wie Verhandlung und Dialog, welche uns helfen, in diesem Dazwischen eine neue Kultur (dritte Kultur) aufzubauen. Kulturelle Transformationen und eine daraus ergebene neue Kultur können nicht verpflanzt werden, sondern müssen im Dialog und im Rahmen der Kultur, in der komplexe Sozialstrukturen Menschen miteinander verbinden, verhandelt und aufgebaut werden. Geertz (1973) vergleicht den Transformationsprozess mit einem Symphoniekonzert, in dem eine Harmonie nur dann erreicht wird, wenn die gestaltende Zusammenarbeit von Instrumenten, der Komposition und den Künstlern durchgeführt wird. Casmir (1998: 24) weist darauf hin, dass dabei „kein autoritärer Zwang von irgendeiner autoritären, außenseitigen Macht ausgeübt“ werden darf. In Deutschland wurde einmal ein Versuch, über eine neue Kultur mit allen Bürgern ohne und mit Migrationshintergrund unpolitisch zu diskutieren, angeregt. Armin Laschet, nordrhein-westfälische Integrationsminister, plädierte für eine gemeinsame Leitkultur. Er schrieb in „Die Zeit“:

Was [aber] sichert den Zusammenhalt in einer multikulturellen Gesellschaft? [...] es führt kein Weg vorbei an einer gemeinsamen Leitkultur, in der wir uns auf

Grundwerte verständigen, die über das Grundgesetz hinaus Identität schaffen. Das heißt nicht, dass wir über unsere Grundrechte mit Islamisten verhandeln. Das Grundgesetz ist nicht verhandelbar. Doch welche Werte bilden den Kitt unserer Gesellschaft? Wie sollte eine solche Debatte geführt werden, damit sie nicht zerfranst, sondern einen Kanon von Werten schafft, den Deutsche und Zuwanderer akzeptieren? Diese Fragen bewegen uns in Nordrhein-Westfalen in besonderer Weise, denn von rund 18 Millionen Einwohnern haben etwa vier Millionen Menschen eine Zuwanderungsgeschichte. [...]

Vorurteile müssen auf beiden Seiten abgebaut werden. Doch dies gelingt uns nur, wenn mehr zwischenmenschliche Kontakte zwischen Muslimen, Christen und Nichtgläubigen in der Bevölkerung geknüpft werden. Deshalb muss die Debatte über gemeinsame Werte nicht zuvörderst in der Politik geführt werden – sondern in Vereinen, Verbänden und Schulen. Wir sollten schnell damit beginnen.

(Die Zeit, Juni 2006 )

Obwohl sein Vorschlag im Diskurs der Integrationspolitik thematisiert und teilweise im Prozess der Errichtung einer politischen institutionellen Form wie Integrationsrat ernsthaft diskutiert wurde, interessierte sich die Mehrheit der Bürger ohne und mit Migrationshintergrund nicht dafür. Die politische Strategie durch Top-Down-Intervenierung allein kann die Schaffung der neuen Kultur nicht genügend fördern, kann sogar die gesunde Emergenz einer neuen Kultur verhindern.

Die Voraussetzung zur Emergenz einer neuen Kultur ist Dialog, bei dem es sich um die bilaterale Integration und das gegenseitige Verständnis durch achtsame Wahrnehmung wie dialogisches Zuhörens und Zuschauens in zwischenmenschlichen Beziehungen handelt. Auf Grund dieser These müssen wir uns weiter dialogisch mit den Fragen beschäftigen:

- Wie können sich die Menschen ohne Migrationshintergrund in der migrativen Gesellschaft integrieren?
- Wie können die Menschen mit Migrationshintergrund als Triebkraft zur nachhaltigen gesellschaftlichen Entwicklung beitragen?

## Literatur

- Bakhtin, Michael (1981): „The dialogic imagination“. In: M. Holquist (ed.), Four essays by M.M. Bakhtin. Austin, TX: University of Texas Press.
- \_\_\_\_\_. (1984): Problems of Dostoevsky's poetics. Minneapolis, MN: University of Minnesota Press.
- Bauböck, Rainer (2001): „Public Culture in Societies of Immigration“. Willy Brandt Series of Working Papers in International Migration and Ethnic Relations 1/01.
- Bauer, Joachim (2006): „Warum ich fühle, was du fühlst“. München: Wilhelm Heyne Verlag.
- Berry, John (1989): Psychology of Acculturation. In: R. Brislin (ed.), „Applied Cross-cultural Psychology“. London: Sage. pp.232-253
- Breithaupt, Fritz (2009): „Kulturen der Empathie“. Frankfurt am Main: suhrkamp.
- Buber, Martin (1994): Das dialogische Prinzip. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Casimir, Fred (1998): „Interkulturelle Kommunikation als Prozeß“. In: I. Jonach (Hrsg.), Interkulturelle Kommunikation. München, Basel: Ernst Reinhardt Verlag.
- Laschet, Armin (2006): „Integration: Von den Zuwanderern lernen“. In: Die Zeit Online, [http://www.zeit.de/2006/24/Tribne\\_Laschet](http://www.zeit.de/2006/24/Tribne_Laschet)
- Geertz (1973): „Thick description: Toward an interpretive theory of culture“. In: The Interpretation of Culture. New York: Basic Books., pp. 3-30.

- Gergen, K. (1999): An invitation to social construction. London: Sage Publications.
- Matoba, Kazuma (2007): Diversity Management: Kommunikativer Prozess zur Entwicklung der "dritten Kultur". In: I. Koall, F. Höher (Hgs.), Diversity Outlooks: Managing Diversity zwischen Ethik, Profit und Antidiskriminierung. Münster: Lit Verlag. S. 337-353.
- Sachverständigenrat der deutschen Stiftungen für Integration und Migration (2010): SVR-Integrationsbarometer.
- Tsoory-Shamay, G., S., Ahron-Peretz, A., Perry, D. (2009): Two systems for empathy. A double dissociation between emotional and cognitive empathy in inferior frontal gyrus versus ventromedial prefrontal lesions. Brain 132: 617-627.
- Wägenbauer, Thomas (2009): Neue Kultur der Selbstbestimmung. In.  
<http://parapluie.de/archiv/indien/selbstbestimmung/>